

Roberto Calasso

# Ka



Geschichten von  
Indiens Göttern

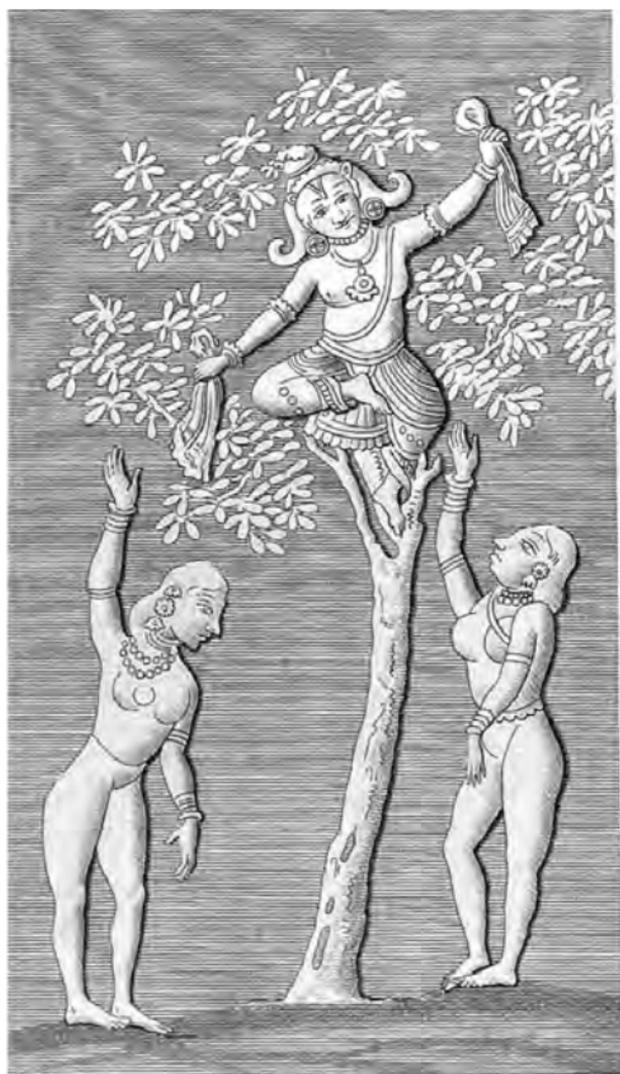
Suhrkamp

*Ka* – das sind Geschichten vom Geist und von Indiens Göttern.

»Wer ist Ka?« fragt sich der riesige Adler, als er, im Laubwerk des Baumes *Rauhina* verborgen, diesem Namen am Ende einer vedischen Hymne begegnet. *Ka* ist der geheime Name *Prajapatis*, des Stammvaters, auf den die dreiunddreißig Götter und die zahllosen Menschen zurückgehen. Bald sollten sich Götter und Menschen nicht mehr um ihn kümmern und ihn beinahe vergessen. *Ka* bedeutet »Wer?« und ist die letzte Frage, die man stellt, wenn alle anderen Fragen gestellt worden sind. »Die bemerkenswerte Leistung *Roberto Calassos* besteht darin, daß *Ka* gelehrte Untersuchung und Roman zugleich ist. Es ist etwas wirklich Neuartiges, und das ist so selten in der Welt der Bücher, daß man es feiern sollte«, schrieb *Salman Rushdie*.

*Roberto Calasso*, geboren 1941 in Florenz, lebt als Autor und Verleger in Mailand. Im suhrkamp taschenbuch erscheinen neben *Ka*, dem Buch über indische Mythologie, *Die Hochzeit von Kadmos und Harmonia* zur griechischen Mythologie sowie *Der Untergang von Kasch*, ein Essay in Geschichten über das Zeitalter der europäischen Revolutionen.

suhrkamp taschenbuch 4698



Roberto Calasso

# KA

Aus dem Italienischen von  
Anna Katharina Fröhlich und  
Marianne Schneider

Mit zahlreichen Abbildungen

Suhrkamp

Titel der Originalausgabe: *Ka*  
© 1996 Adelphi edizioni s. p. a. Milano

Für fachkundige Durchsicht der Übersetzung  
ist Ferdinand Leopold zu danken.

Erste Auflage 2016

suhrkamp taschenbuch 4698

© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1999

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das des  
öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung durch  
Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form  
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)  
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert  
oder unter Verwendung elektronischer Systeme  
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Druck: Druckhaus Nomos, Sinzheim

Umschlagabbildung: *Der Wundervogel Garuda*,  
Miniatur aus Indien, o. J., Museum für Islamische Kunst,  
SMB, Berlin, Foto: bpk

Umschlaggestaltung: hißmann, heilmann, hamburg

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-46698-8

## INHALT

I . . . . .	II
II . . . . .	33
III . . . . .	57
IV . . . . .	81
V . . . . .	99
VI . . . . .	129
VII . . . . .	167
VIII . . . . .	201
IX . . . . .	267
X . . . . .	299
XI . . . . .	327
XII . . . . .	349
XIII . . . . .	375
XIV . . . . .	451
XV . . . . .	515
Glossar . . . . .	523
Zur Aussprache des Sanskrit . . . . .	560
Akṣamālā . . . . .	561
Quellen . . . . .	562
Zu den Abbildungen . . . . .	569

für Joseph

Die Welt ist wie der Eindruck, den das Erzählen einer Geschichte hinterläßt.

*Yogavāsīṣṭha, 2, 3, 11*

Idae enim nihil aliud sunt, quam narrationes sive historiae naturae mentales.

*Spinoza, Cogitata metaphysica, I, 6*



I



**A**uf einmal wurde der Himmel von einem Adler verdunkelt. Sein schwarzes, beinahe violettes, glänzendes Gefieder war ein bewegter Vorhang zwischen den Wolken und der Erde. An seinen Krallen hingen, ebenfalls von unermesslicher Größe und starr vor Schrecken, ein Elefant und eine Schildkröte, die an den Gipfeln der Berge leicht anstießen. Es sah aus, als wollte der Vogel die Gipfel als Messerspitzen benützen, um seiner Beute den Bauch aufzuschlitzen. Nur hin und wieder leuchtete das unbewegte Auge des Adlers zwischen dem dichten Laubwerk auf, das er offenbar fest im Schnabel hielt: Es war ein ungeheuer langer Ast. Nicht einmal hundert Streifen Kuhhaut hätten ausgereicht, ihn zu umwickeln.

Garuḍa flog und erinnerte sich. Erst vor wenigen Tagen war er aus dem Ei gekrochen, und so viele Ereignisse hatten sich schon angehäuft. Beim Fliegen zu denken, zurückzudenken erschien ihm am besten. Wen hatte er zuerst gesehen? Seine Mutter Vinatā. Überaus schön in ihrer Winzigkeit, saß sie auf einem Stein, sah zu, wie sich das Ei öffnete, und stellte Gleichgültigkeit zur Schau. Es war das erste Auge, in das Garuḍa blickte. Und er wußte sofort, daß es sein eigenes Auge war. In seiner Tiefe erkannte er eine Glut, über die der Wind strich. Dieselbe Glut, die er unter seinen Federn brennen fühlte.

Dann hatte Garuḍa seinen Blick gewandt. Vinatā gegenüber sah er noch eine Frau, die auch auf einem Stein saß und seiner Mutter in allem ähnlich war. Aber sie hatte ein

Auge von einer schwarzen Binde verdeckt. Auch diese Frau schien in die Betrachtung einer Szene versunken zu sein. Vor ihr sah Garuḍa ein Knäuel, das langsam hin und her wogte. Unverwandt blickte sein vollkommenes Auge darauf, um zu verstehen. Es waren Schlangen. Schwarze Schlangen, ineinander verschlungen, einzeln, zusammengerollt, ausgestreckt. Wenig später erkannte Garuḍa tausend Schlangenaugen, die ihn kalt musterten. Hinter sich vernahm er eine Stimme: »Das sind deine Vettern. Und diese Frau ist meine Schwester Kadrū. Wir sind in ihrer Macht.« Das waren die ersten Worte, die seine Mutter zu ihm gesagt hatte.

Vinatā erhob ihren Blick über die gewaltige Weite Garuḍas und sagte: »Mein Sohn, es ist an der Zeit, daß du erfährst, wer du bist. Du bist von einer Mutter in Knechtschaft geboren worden. Aber ich bin nicht in Knechtschaft geboren. Meine Schwester Kadrū und ich, wir waren die Frauen des großen Ṛṣis und Sehers Kāśyapa. Er war langsam, stark und schweigsam und verstand alles. Er liebte uns zwar, doch kümmerte er sich um uns nicht mehr als unbedingt nötig. Stundenlang, tagelang verharrte er reglos – und wir wußten nicht, was er da tat. Er trug die Welt auf der Schale seines Kopfes. Meine Schwester und ich brannten darauf, mit uns selbst etwas anzufangen. Eine wilde Energie wütete in uns. Am Anfang wetteiferten wir um Kāśyapas Gunst. Aber dann merkten wir, daß er uns genauso ansah wie die Wolken: beide gleichermaßen wohlwollend und gleichgültig. Eines Tages rief er uns zu sich: Es sei nun Zeit für ihn, sagte er, sich in den Wald zurückzuziehen. Er wolle aber nicht Abschied nehmen, ohne uns eine Gunst zu gewähren. Schon sahen wir uns ganz allein hier mitten in den Sümpfen, den Wäldern, dem Gestrüpp und den Dünen. Kadrū be-

sann sich nicht lange: Sie bat um tausend Söhne, alle gleich herrlich. Kāśyapa nickte zustimmend. Auch ich besann mich nicht lange: Zwei Söhne erbat ich mir nur, aber schöner und mächtiger als Kadrūs Söhne. Kāśyapa hob das schwere Lid: »Du bekommst anderthalb«, antwortete er. Dann machte er sich mit seinem Stock auf den Weg. Wir haben ihn nicht wiedergesehen.«

Vinatā fuhr fort: »Mein Sohn, fünfhundert Jahre habe ich dein Ei behütet. Dir sollte nicht widerfahren, was deinem Bruder Aruṇa geschehen war. Die Ungeduld hatte mich überwältigt, und ich hatte sein Ei zu früh geöffnet. Da erst verstand ich, was ein Ṛṣi aus fernen Landen, ein bleicher, eckiger Seher dereinst sagen sollte: Ungeduld ist die einzige Sünde. So blieb der untere Teil von Aruṇas Körper formlos, und kaum, daß er mich erblickte, verfluchte mich mein erster Sohn. Fünfhundert Jahre lang sollte ich meiner Schwester unterworfen sein. Und schließlich von meinem zweiten Sohn, von dir, erlöst werden. So sprach Aruṇa und stieg zur Sonne auf. Nun kannst du ihn jeden Tag über den Himmel fahren sehen. Er ist der Lenker auf dem Wagen Sūryās. Mich wird er immer verleugnen.«

Vinatā fuhr fort: »Wir waren die einzigen menschlichen Wesen, ich und Kadrū, um uns tausend schwarze Schlangen, die alle gleich aussahen. Und dein Ei, das in einem dampfenden Tongefäß unmerklich heranreifte. Wir zwei Schwestern haßten uns schon damals. Aber wir waren aufeinander angewiesen. Eines Abends kauerten wir am Ufer des Ozeans. Wie du weißt, heiße ich auch Suparṇī, Adler, und vielleicht bin ich deshalb deine Mutter. Nichts entgeht meinem Auge. Kadrū ist einäugig, sie hat ein Auge bei Dakṣas Opfer verloren – aber von dieser Geschichte kannst du

ja gar nichts wissen . . . Trotzdem hat auch sie einen scharfen Blick. Wir schauten an jenem Abend gelangweilt und feindselig wie gewöhnlich in dieselbe Richtung und ließen die Blicke über die Wasser des Ozeans schweifen, in denen wir die Geschöpfe des Abgrunds und die Perlen erkennen konnten. Ein flackernder Schimmer führte uns durch die Tiefen. Wir wußten nicht, woher er kam. Dann schauten wir wieder auf die Grenze des Ozeans, wo er sich mit dem Himmel verbindet. Zwei Lichter verschiedener Art. Getrennt von einer klaren Linie, der einzigen klaren Linie in einer Welt, die nur aus vergeblichem Wuchern bestand. Und plötzlich sahen wir, wie sich im Licht eine Gestalt abzeichnete: ein weißes Pferd. Schwebend hob es seine Hufe über Wasser und Himmel. Da erlebten wir, was Staunen ist. Neben dem hellen Pferd war etwas Dunkles schwach zu erkennen: ein Baumstumpf, der Schweif? Alles übrige war deutlich getrennt. Daraus bestand für uns die Welt: aus der Weite der Wasser, aus der Weite der Himmel und aus dem weißen Pferd.«

Garuḍa unterbrach sie: »Wer war das Pferd?« »Damals wußte ich nichts«, sagte Vinatā. »Jetzt weiß ich nur, daß uns diese Frage immer begleiten wird, bis zur Auflösung der Zeiten. Und dieses Ende wird von einem weißen Pferd verkündet werden. Jetzt kann ich dir von dem Pferd nur sagen, wie es heißt und wie es geboren wurde. Sein Name ist Uccaiḥśravas. Geboren wurde es während der Quirlung des Weltmeers.« Garuḍa hörte seiner Mutter zu wie ein Schüler, wenn zum erstenmal von dem die Rede ist, was später sein Leben beherrschen wird. Er sagte: »Mutter, über das Pferd will ich dich nichts mehr fragen, aber wie hat sich das abgespielt, was war das überhaupt, diese Quirlung des Weltmeers?« Vinatā sagte: »Das mußt du wissen, bald wirst

du verstehen warum. Du bist mein Sohn – und du bist geboren, um mich zu erlösen. Die Kinder werden geboren, um die Eltern zu erlösen. Und es gibt nur einen Weg, um mich zu erlösen: den Schlangen den *soma* geben. Der *soma* ist eine Pflanze und ein weißer Saft. Er befindet sich im Himmel und wird von Indra, von allen Göttern und anderen mächtigen Wesen bewacht. Den *soma* mußt du erobern. Der *soma* bringt mir die Erlösung.«

Vinatā war in sich versunken. Sie sprach mit gesenktem Blick und achtete kaum auf die gewaltige Masse ihres Sohnes, auf seine fernen, bebenden Federn. Aber sie gab sich einen Ruck und begann, erneut zu ihm zu sprechen wie zu einem Kind: Sie bemühte sich, klar zu sein und ihm trotzdem nur soviel zu sagen, wie sie jetzt sagen konnte: »Am Anfang hatten auch die Götter den *soma* nicht. Götter zu sein reichte nicht aus. Das Leben war dumpf und ohne Zauber. Die Devas, die Götter, blickten feindselig auf die Asuras, die anderen Götter, ihre Feinde, die Erstgeborenen, die ihrerseits das Fehlen des *soma* schmerzlich empfanden. Warum sollten sie einander bekämpfen, wenn die ersehnte Substanz, die es zu erkämpfen galt, gar nicht da war? Die Götter meditierten, schärften ihre Sinne, aber eines Tages sollten sie Lust bekommen, einfach nur zu leben. Verdrossen versammelten sie sich auf dem Berg Meru, an der Stelle, wo der Gipfel das Himmelsgewölbe durchbohrt und der einzige Ort der Welt wird, der zur anderen Welt gehört. Die Götter warteten auf eine Neuigkeit, irgendeine Neuigkeit. Viṣṇu flüsterte Brahmā etwas zu, das Brahmā dann den anderen erklärte. Der Kübel des Weltmeers müsse gequirlt werden, bis der *soma* auftauche wie die Butter aus der Milch. Und dieses Werk dürfe nicht gegen die Asuras

vollbracht werden, sondern mit ihrer Hilfe. Diese Kunde stand in Widerspruch zu dem, was die Devas immer gedacht hatten. Aber was hatten sie eigentlich zu verlieren, da ihr Leben so belanglos war? So dachten sie jetzt: Hauptsache, es gibt eine Probe zu bestehen, ein Risiko einzugehen, ein Werk zu vollbringen.«

Vinatā schwieg. Lange respektierte Garuḍa ihr Schweigen. Dann sagte er: »Mutter, du hast mir noch nicht erzählt, wie du in die Knechtschaft deiner Schwester geraten bist.« »Wir betrachteten das weiße Pferd. Je mehr es mich bezauberte, um so mehr spürte ich, wie mich Groll gegen sie erfaßte. Ich sagte: ›He, Einäugige, kannst du erkennen, welche Farbe das Pferd hat?‹ Kadrū antwortete nicht. Sie streckte ihre schwarze Binde vor. Da sagte ich: ›Wollen wir wetten? Wer von uns beiden die Farbe des Pferdes errät, soll die Herrin der anderen sein.‹ Am nächsten Morgen, bei Tagesanbruch, trafen wir uns wieder, um den Himmel zu betrachten. Und wieder zeichnete sich vor dem Himmel und den Wassern das Pferd ab. Ich rief: ›Es ist weiß.‹ Kadrū schwieg. Ich sagte noch einmal: ›Kadrū, glaubst du nicht, daß es weiß ist?‹ Niemals zuvor hatte ich einen so bösen Ausdruck in diesem Auge gesehen. Kadrū sagte: ›Es hat einen schwarzen Schweif.‹ ›Laß uns nachsehen‹, sagte ich, ›und wer sich geirrt hat, muß der anderen untertan sein.‹ ›So soll es sein‹, sagte Kadrū.

Dann trennten wir uns. Später erfuhr ich, daß Kadrū versucht hatte, ihre Söhne herumzukriegen. Sie sollten sich an den Schweif des Pferdes hängen, damit er schwarz aussah. Die Schlangen weigerten sich. Da zeigte sich zum erstenmal Kadrūs Wut. Sie sagte: ›Ihr sollt alle ausgerottet werden . . .‹ Eines Tages wirst du wissen«, sagte Vinatā mit et-

was leiserer Stimme, »daß nichts ausgerottet werden kann, weil von allem ein Rest bleibt, und jeder Rest ist ein Anfang . . . Aber es ist noch zu früh, um dir mehr zu sagen . . . Jetzt sollst du nur denken: Kadrūs Fluch wirkte. An einem fernen Tag wird es geschehen: Die Pāṇḍavas und die Kauravas werden gegeneinander Krieg führen, das gesamte Geschlecht wird beinahe ganz ausgerottet werden – das ihre wie das der Völker, die mit ihnen verbündet sind –, damit ein Schlangenopfer mißlingt, damit man endlich erkennt, daß sich die Schlangen nicht ausrotten lassen. Das wird im letztmöglichen Augenblick geschehen . . . Kadrū bringt Unheil, ihr Wort bringt Verderben.« Vinatā hatte ihre Augen zu Schlitzern zusammengezogen. »Doch fahren wir fort. Nun mußten wir zu dem Pferd gelangen. Gemeinsam erhoben wir uns in die Luft. Aus den Wassern schnellten die Rücken der Geschöpfe des Abgrunds, die neugierig den beiden fliegenden Weibchen nachblickten. Wir beachtetten sie nicht. Es gab für uns nichts außer dem Spiel. Als wir vor dem Pferd standen, streichelte ich seine weiße Kruppe. ›Siehst du . . .‹, sagte ich zu Kadrū. ›Warte nur‹, entgegnete die Einäugige. Und sie zeigte mir ein paar schwarze Haare, die ihre geschickten Finger aus der Masse der weißen Schwanzhaare hervorzogen, die sich ohne ersichtlichen Grund um einen Pfahl schlangen. Manche behaupten, diese Haare seien Schlangen gewesen, die wenigen, die zu ihrer Mutter gehalten hätten. Oder es habe nur ein einziges schwarzes Haar gegeben, nämlich die Schlange Karkoṭaka. Andere sagen, Uccaiḥśravas habe schwarze und weiße Haare. Über diese Frage wird ewig gestritten werden. ›Ich habe gewonnen. Das Meer ist mein Zeuge. Nun mußst du mir dienen‹, sagte Kadrū. Da spürte ich mit jäher Klarheit, was es heißt, etwas schuldig zu sein, empfand die Schuld

des Lebens, jedes beliebigen Lebens. Fünfhundert Jahre lang sollte sie auf mir lasten.«

»Ich werde diesen *soma* erobern, Mutter«, sagte Garuḍa mit seiner ernstesten Miene. »Aber vorher muß ich essen.« Sie hockten einander gegenüber. Garuḍa, ein Berg von Federn; Vinatā, ein winziges, geschmeidiges Wesen. »Flieg zur Mitte des Weltmeers«, sagte Vinatā. »Dort liegt das Land der Niṣādas. Von denen kannst du so viele fressen, wie du willst. Sie kennen die Veden nicht. Aber laß dir gesagt sein: Töte nie einen Brahmanen. Ein Brahmane, das ist Feuer, ist eine Messerklinge, ist Gift. Aus keinem Grund, nicht einmal, wenn dich der Zorn packt, darfst du einen Brahmanen verletzen.« Garuḍa hörte ihr zu, noch ernster als zuvor. »Aber was ist denn ein Brahmane, Mutter?« fragte er. »Woran erkennt man einen Brahmanen?« Bis jetzt hatte Garuḍa nichts anderes gesehen als zusammengerollte schwarze Schlangen und diese zwei Frauen, die sich haßten. Wie sein Vater aussah, wußte er nicht. »Ein Brahmane? Was wird das wohl sein?« dachte Garuḍa. »Wenn du ein glühendes Holzsplit im Hals spürst«, sagte Vinatā, »dann ist es ein Brahmane. Oder wenn du merkst, daß du einen Angelhaken verschluckt hast.« Garuḍa blickte sie starr an und dachte: »Dann kann man ja einen Brahmanen erst erkennen, wenn man ihn schon fast hinuntergeschluckt hat.« Aber schon breitete er seine Flügel aus, denn er hatte es eilig, die Niṣādas zu verschlingen.

Die Niṣādas kamen nicht einmal dazu, Garuḍas Ankunft zu bemerken. Vor Wind und Staub konnten sie nichts mehr sehen und wurden zu Tausenden in die dunkle Höhle gezogen, die sich hinter Garuḍas Schnabel auftat. Sie stürz-